

**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin  
**Herausgeber:** Verein Saiten  
**Band:** 17 (2010)  
**Heft:** 196

**Artikel:** 24 schöne Aussichten  
**Autor:** Kehl, Daniel / Dyttrich, Bettina / Gatsas, Georg  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-884651>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# 24

SCHÖNE AUSSICHTEN

## EUROPAS GEISTERZÜGE

17

Vergangenen Sommer wollte meine Familie die Ferien in Nordspanien verbringen. Wir planten eine Reise durch das Baskenland; eine Rückkehr an Orte, die wir Mitte der neunziger Jahre besucht hatten, als die Kinder noch im Vorschulalter waren. Allerdings war daran eine Bedingung geknüpft: Die Anreise sollte nicht mit dem Auto oder dem Flugzeug stattfinden, sondern ganz traditionell mit dem Zug. – Von einem Freund wurde ich vorgewarnt. Die Nachtzüge von Genf zum spanischen Grenzbahnhof Irun seien eingestellt worden, man müsse den Umweg über Paris einschlagen, um mit der Bahn nach Irun zu reisen. Da dies aufwändig und umständlich sei, nehme er heute meist das Flugzeug von Zürich nach Bilbao.

Ich ging ohne grosse Hoffnung zum Bahnhof. Am Schalter erklärte ich, dass ich eigentlich im Nachtzug von Genf nach Irun fahren möchte, aber dass es diesen Zug ja nicht mehr gäbe. «Der Zug existiert, aber es ist ein Phantomzug, der in keinem Fahrplan vermerkt ist», gab mir der Schalterbeamte zur Antwort. «Tönt ja spannend», sagte ich erstaunt und amüsiert. «Sie lachen, da sind Sie aber eine Ausnahme, denn die meisten Kunden finden das überhaupt nicht lustig», gab er zurück. «Die Leute wollen die Plätze sofort buchen, aber das geht nicht, da ich den Zug in keinem Verzeichnis finden kann.» «Aber Sie sind ganz sicher, dass der Zug wirklich fährt?» «Ja, irgendwann taucht er in den französischen Fahrplänen auf, aber man weiss nie genau wann», setzte er seine rätselhaften Erklärungen fort. «Am besten kommen Sie in einer Woche nochmals her und wir suchen den Phantomzug erneut.»

Der Beamte hatte nicht zu viel versprochen. Seine Kollegin kannte die Geschichte vom Phantomzug bereits und reagierte ganz normal, als ich sie bat, nach diesem Zug zu suchen, der existieren soll, aber nirgends zu finden sei: Schliesslich wurde aus dem Hirngespinnst ein richtiger Nachtzug mit Schlafwagen, der Freitag- und Samstagnacht von Genf nach Irun fährt. Dummerweise hatte unser Sohn am Samstagabend ein Konzert und wir konnten erst am Sonntagmorgen abreisen: Mit dem TGV von Strassburg nach Bordeaux. Ich habe den Phantomzug nicht mit eigenen Augen gesehen, aber ich bin mir ganz sicher, dass es ihn gibt. Manchmal suche ich ihn selbst im Internet, bis jetzt ohne Erfolg.

Wer weiss, vielleicht verkehren in den Ländern Europas zahlreiche weitere, vergessene Geisterzüge. Sie sind einfach irgendwann aus unerklärlichen Gründen aus den Internet-Fahrplänen gestrichen worden. Ich habe einen Verdacht: Diese rätselhaften Phänomene sind eine Botschaft – an all jene gerichtet, die auch in Zukunft nachts auf Schienen in die Welt hinausfahren wollen. Freunde der Bahn, auf euch warten Phantomzüge – sucht sie! Wir vom Schalter helfen euch gern dabei. ♦

# 7

## HOFFNUNG FÜR DIE BOHNEN

Am Anfang seien sie vor allem von Landwirtschaftslehrern scharf kritisiert worden, erzählte Hans-Peter Grünenfelder, als ich ihn einmal für die «Woz» interviewte. «Sie sahen es als ihre Aufgabe, die unrentablen Überbleibsel der Vergangenheit auszumerzen – und jetzt kamen wir und führten sie wieder ein.» Grünenfelder, ein St.Galler, war vor fast dreissig Jahren einer der Gründer von Pro Specie Rara.

Heute gibt es Pro-Specie-Rara-Gemüse im Coop zu kaufen, Hobbygärtnerinnen und Gourmets schwärmen von blauen Kartoffeln und Ochsenherz-Tomaten. Und doch geht der Verlust der Vielfalt weltweit in einem erschreckenden Tempo weiter. Vor allem dort, wo die Menschen noch ihre regionalen Sorten pflegen und das Saatgut selbst vermehren, drängen Saatgutmultis wie Monsanto auf den Markt. Eigenversorgung bringt eben keine Profite.

Zum Beispiel in Bulgarien. Im Busbahnhof von Plovdiv steht ein Gestell, voll bepackt mit Gemüsesamen. «Hybrid» steht gross auf einigen der Tomatensamenbriefchen. Ob die Käuferinnen wohl wissen, was das bedeutet? Dass sie, wenn sie die Samen der Hybridpflanzen wieder aussäen, nur noch kümmerliche Gewächse erwarten können? So ist das mit Hybriden: Ihre Eigenschaften bleiben in der nächsten Generation nicht erhalten. Eine gute Garantie für die Saatgutunternehmen, dass die Bauern jedes Jahr wieder bei ihnen einkaufen.

Beim Wandern südlich von Plovdiv staune ich über die Vielfalt in den Gärten und die gute Qualität des Gemüses – und frage mich, ob es damit bald vorbei ist. Dann lande ich eines Tages im Dorf Smiljan. Dort werden überall Bohnen verkauft: rostrote, schwarze, weisse, gesprenkelte in allen Varianten. Im Hotel erfahre ich, dass die lokalen Bohnenpflanzerinnen Mitglieder bei Slow Food sind und bereits an einem internationalen Festival in Italien teilgenommen haben. Zwar habe ich einige Vorbehalte gegenüber Slow Food: Da wird gutes Essen oft zum Lifestyleprodukt, zur Schau gestellt wie teure Kleider. Und ist es sinnvoll, wenn regionale Spezialitäten, stolz als solche gelabelt, um die halbe Welt gekarrt werden, um auf Tellern reicher Gourmets zu landen?

Aber hier in Smiljan lässt mich der Name Slow Food trotzdem hoffen. Wenn die Bohnenpflanzerinnen mit ihren Produkten bis in den reichen Westen reisen, ist das sicher gut für ihr Prestige. Und damit fürs Überleben der bunten Bohnen. ♦

# 21

## INTENSIVSTATION LEBEN

Christoph Schlingensiefel, Martin Büsser und Ari Up von den Slits: Sie sind tot und hinterlassen eine Leere im westlichen Kunst- und Theaterbetrieb, in der Musik- und Journalistenwelt – und überhaupt. Waren sie doch Vordenker, Aufbegehler und Erneuerer in ihrer jeweiligen Disziplin, die sie oft auch unterwanderten. Wenn man mit unserer Gesellschaft ein Problem hat und davon überzeugt ist, dass jeder Mensch, egal aus welcher Gesellschaftsschicht, für notwendige Veränderungen wichtig ist, dann werden manische Arbeiter wie Schlingensiefel, Büsser und Up lebenswichtig. Sie forderten eine Form der Kunst, des Theaters, des Journalismus und der Musik, die sich nicht selbst genügt oder auf sich selbst verweist, sondern existenzielle Fragen stellt. Dabei schonten sie sich nie, waren besessen vom Arbeits- und Verwertungstrieb, ihre Antennen waren immer auf Empfang. Kunst, Theater, Film, Literatur, Musik und Politik flossen zusammen – in einer kompromisslosen Haltung gegen die teils vorhandene Aufgeblasenheit in ihren Betrieben, aber auch sich selbst gegenüber. Angebiedert haben sie sich nie. In vollem politischem Bewusstsein konnten sie sich für den schweren oder den leichten Weg entscheiden. Sie haben sich politisches Urteilsvermögen erarbeitet, und hatten die Morphium-Wahl – die Möglichkeit, sich zu betäuben oder zu beruhigen – uneingeschränkt abgelehnt. Stattdessen zeigten sie Mut und bewiesen die Stärke, unbequeme Fragen zu stellen. Mit ihrer Persönlichkeit und ihrem mit Wut, Euphorie und Warmherzigkeit gepaarten Handeln schafften sie es, Energien freizusetzen, Kraft zu verleihen, Angst zu nehmen. 2010 sind die Zeiten immer noch düster, aber auch dieses Jahr kommen neue Stimmen erstmals zu Worte – beispielsweise Dorothee Elmiger oder Steve Goodman – die die Welt anders sehen und zum Aufbruch aufrufen. Und einer neuen Generation die Kraft geben, sich an der Veränderung der Gegenwart zu beteiligen. ♦

7 **BETTINA DYTTRICH**, 1979, ist «Woz»-Redaktorin und schreibt oft über Landwirtschaft.

21 **GEORG GATSAS**, 1978, ist Fotograf und wohnt in Waldstatt.

Nein. Zwei mal nein. Was für vernünftig denkende Menschen selbstverständlich ist, hat auch die Basis am SP-Parteitag überzeugt: Erstens gehört die SVP-Ausschaffungsinitiative abgelehnt. Und zweitens muss der Gegenvorschlag, der bis auf Kosmetik auf dasselbe rauskommt, genauso verworfen werden. «Fundamentalisten!», heulten die bürgerlichen Medien sofort. «Die SP als Handlanger der SVP», kritisierten sie. Und dann kam sogar «Hardliner» ins Vokabular. Ein Blatt verstieg sich sogar in «kommunistisch, umstürzlerisch und unschweizerisch». Es wurde ja mal Zeit, kann man da nur antworten, endlich will die SP wieder eine soziale, solidarische und gerechte Schweiz. Weil sie – im Übrigen nicht neu, nur weiterhin – die Überwindung des Kapitalismus und die Abschaffung der Armee fordert, jammern die Journalisten bitterlich. Das sei doch unvernünftig, die SP erledige sich noch selbst. Das lassen sie sich auch durch Politologen begründen, nur um sicher zu gehen. Und die dürfen sich dann mit solch intelligenten Kommentaren profilieren wie demjenigen von Andreas Ladner: «Mit Schlagworten wie Klassenkampf kann (die SP) heute keine Jungen mehr mobilisieren. Diese wurden nicht in eine gesplante Welt hineingeboren und sind sich der verschiedenen Gesellschaftsschichten wenig bewusst.» Der Mann sollte mal Ausländer sein, in der Schweiz. Vielleicht findet er den Spalt in der Gesellschaft. ♦

## GEEHRT UND GEBROCHEN

Der Verlust ist nicht leicht zu verschmerzen, umso mehr, da das Gefühl überwiegt, es wäre nicht allzu schwierig gewesen, ihn zu verhindern: Die St.Galler Stadtwerke haben die Filterhalle des Wasserwerks in Goldach abgebrochen. Es wurde nicht informiert, es wurde nicht diskutiert, es wurden Tatsachen geschaffen. Hätte der Abbruch sonst verhindert werden können? Eins ist sicher: Die Filterhalle, ein Bau des Betonspezialisten Robert Maillart, war sowohl technisch wie ästhetisch ein Meisterwerk. Sie bestand aus mehreren, halb unterirdischen Becken und einer schrägen Hallendecke, getragen von pilzförmigen Stützen – eine aufsehenerregende Konstruktion. Zwar stand sie nicht unter Denkmalschutz, wurde aber in der internationalen Fachliteratur gewürdigt und ist im Inventar der neueren Schweizer Architektur aufgeführt. Nun ist sie weg, unwiederbringlich. Das Entsetzen ist gross, nicht nur in Fachkreisen, aber vor allem dort. So etwa bei Jürg Conzett. Erst in diesem Sommer bespielte der Ingenieur anlässlich der Architekturbiennale in Venedig den Schweizer Pavillon. Statt eigene Werke in den Vordergrund zu rücken, präsentierte er gemeinsam mit dem Fotografen Martin Linsi mehr als vierzig technische Bauten in der Schweizer Landschaft, in Fotografien, Texten und Modellen. Robert Maillart, Schöpfer der Filterhalle und Pionier des Brückenbaus, war da selbstverständlich auch Thema. Conzett, gebürtiger Aarauer mit Büro in Chur, analysierte anhand von Brücken, Stegen und Stützmauern die Wechselwirkungen von Konstruktion, Tradition, Ökonomie und Landschaft – ein höchst anspruchsvolles, von Sachverstand und Leidenschaft getragenes Unterfangen. Auch die Sitter- und Goldachbrücken fanden Aufnahme in Ausstellung und Publikation.

So schaffte es St.Gallen also bereits im vergangenen Sommer bis nach Venedig, und wird auch im kommenden Jahr auf sehr sympathische Weise dort vertreten sein: Giovanni Carmine wurde von Biennale-Direktorin Bice Curiger ins Kuratorium der kommenden 54. Biennale in Venedig geholt. Den Tessiner Kurator traf es völlig überraschend, Curiger hingegen verfolgt seine Arbeit schon lange und ist sehr beeindruckt von seinen Projekten. Seit 2006 leitet Carmine die Kunsthalle St.Gallen. Nun wird der Ruf nach Venedig einmal mehr auch der Kunsthalle erhöhte Aufmerksamkeit bringen – eine Chance nicht nur für die Institution, sondern auch für das Kulturleben in der Stadt. ♦

11 SINA BÜHLER, 1976, ist Redaktorin.

6 KRISTIN SCHMIDT, 1971, ist Kunsthistorikerin und -kritikerin in St.Gallen.

*Ein Textauftrag. Und keine Idee.  
Ein Handygeplauder und  
Zeilenschinderei.*

**Was wollen sie von dir?**

Einen Text zum Thema  
«Schöne Aussichten».

**So positiv? Das passt doch  
gar nicht zu «Saiten».**

Ist wohl wegen der Advents-  
nummer. Da solls ein bisschen  
hell werden im Heft.

**Ah, so.**

Mehr fällt dir dazu nicht ein?:

Ah, so ... – das ist alles?

**Ja, schon.**

Grandios. Du hilfst mir wirk-  
lich grossartig.

**Ich muss das ja auch nicht  
schreiben. Lass dir halt  
etwas einfallen.**

Und was?

**Was weiss ich ...? Irgend-  
was halt. (Pause) Schöne  
Aussicht heisst doch  
Bellevue.**

Das hat aber erst acht  
Zeichen. Ich brauche 3000.

**Denk dir halt eine Ge-  
schichte aus, die im Hotel  
Bellevue spielt: Zimmer-  
mädchen entwendet  
Drogenboss, der gleich-  
zeitig Hotelier ist, ein Kilo  
Kokain und verkauft es  
am Wef an Hedgefonds-  
Manager, die Polizei oder  
die Bündner Regierung.  
Etwas Romantisches halt.**

Wieviele Bellevues gibt  
es wohl in der Schweiz?  
Schätz mal!

**137!**

229! Wer näher dran ist,  
muss die Geschichte nicht  
schreiben ...

**Halthalt. Du schreibst die  
Geschichte.**

Schon gut. Wer gewinnt,  
bekommt dann halt ein  
halbes Kilo Koks, ähm,  
einen Abend lang Freibier.

*Beide gehen auf telsearch.ch –  
tippen Bellevue ein.*

Verdammt. Es sind 167  
Einträge. Du gewinnst.

**Ich gewinne immer,  
wenn es um schöne  
Aussichten geht.**

Hey. Hast du gesehen, was  
es unter Bellevue alles gibt?  
Hotels und Bars, logisch.  
Aber hier: ein Pflegeheim,  
eine Bank, eine Garage.  
Oder das: Fusspflege  
Bellevue in Biel – gehört  
einer Beatrice Frutiger.

**Krasse Vorstellung: einge-  
wachsene Nägel freilegen,  
Fusspilz behandeln –  
gibt es schönere Aus-  
sichten?**

Schon habe ich meine  
Geschichte.

**Warte. Es kommt noch  
happiger: Es gibt sogar  
ein Gefängnis Bellevue.**

Das ist jetzt ein Witz, oder?

**Nein. Im Kanton  
Neuenburg in Gorgier.**

Und dort hat es einen  
Gefängniswärter mit den  
hässlichsten Zehen der Welt.

**Wieso weisst du das?**

Ich nehme es halt an.  
Und die Fusspflegerin  
Beatrice Frutiger kommt in  
den Knast, weil ihr Salon  
eigentlich nichts anderes ist  
als eine Scheinadresse zur  
Geldwäsche.

**Geldwäscher kommen in  
der Schweiz an fast alle  
Orte – aber sicher nicht  
in den Knast.**

Stimmt. Dann hat sie halt  
einen Kunden mit der Nagel-  
feile schwer verletzt, weil  
der ihr an die Wäsche wollte.  
Der Richter hat ihr sieben  
Jahre aufgebremmt. Fertig  
jetzt mit der Kuschejustiz.

**Zum Glück heisst sie  
Frutiger und nicht  
Ivanovic. Sonst wäre sie  
ausgeschafft worden.**

Und so verliebt sie sich im  
Gefängnis in den Mann mit  
den hässlichsten Zehen der  
Welt.

**Ziemlich offensichtlich  
der Dreh. Meinst du  
wirklich, dass die von  
«Saiten» so eine Geschich-  
te nehmen? Die sind  
doch so ernsthaft.**

Sie müssen wohl. In einer  
Stunde ist Redaktionsschluss.  
Und wenn sie ablehnen,  
haben sie ziemlich schlechte  
Aussichten. ♦

Die Marroni verdrückt, mit Glühwein gespült, fließender Übergang zu Brunli & Co., mit kürzer und kälter werdenden Tagen dem farbigen Silvestergeknalle entgegen. Bald ist das Jahr 10 zu Ende, an die Stelle der Null tritt eine Eins. 0:1. Das neue Jahr liegt in Führung, die Disziplin lautet: Zeit. Will man sich auf die Gewinnerseite stellen, so hat man sich dem Zukünftigen zu verschreiben. Es scheint, als hätte sich die allgemeine Alltagsgestaltung dieser Devise angenommen – je länger je mehr. Möglichst nicht im Jetzt verweilen, sondern so schnell wie möglich dem Kommenden entgegen eilen; mit freundlicher Unterstützung von Take away, multitask und digital. Das vergangene Jahr räumte den Zeitsparschweinen in verschiedensten Lebensbereichen neue Sonderstellungen ein; an vorderster Front, damit sie in Zukunft noch leichter zugänglich sind. So sind die Anlagemöglichkeiten fürs kommende Jahr optimal ausgestaltet und es fehlt nur noch an Zeit, die angelegt werden kann. Wenn man sich also nicht dazu verleiten lässt, gegen Ende dieses Jahres einen Gang zurückzuschalten, sondern im selben Tempo weiterfunktioniert, dann ist bereits zum Auftakt des neuen Jahres ein kleines Ersparnis an Zeit vorhanden, mit dem die Sparschweine gefüttert und zum Grunzen gebracht werden können. Eine köstliche Schweinerei für den Gewinner. Und was bleibt dem Verlierer? Obschon im Rückstand verbleibend, ist diesem etwas zugesichert, was sich der Gewinner nicht unter den Nagel reißen wird, auch nicht 2011: die Zeit, um nach links und rechts zu schauen, um innezuhalten, um wahrzunehmen und nicht alles für Wahres und Bares zu nehmen. ♦

## VON SCHALL UND RAUCH – DIE SCHWEIZ EXISTIERT NUR HALB

23. September 2010: Mit der Wahl von Simonetta Sommaruga sind erstmals vier Frauen im Bundesrat vertreten. Die Schweiz verfügt damit über einen der höchsten Frauenanteile in der Landesregierung. Von einem «historischen Sieg» der Frauen ist die Rede. Jung und Alt jubelt auf dem Bundesplatz. Die Frauenmehrheit im Bundesrat ist aber nicht mehr als ein starkes Symbol, denn die politische Weiblichkeit ist noch nicht bei allen Eidgenossen angekommen. Wer bereits die Macht in Bundesbern in Frauenhand sieht, freut sich zu früh: Im Nationalrat sitzen noch immer siebenzig, im Ständerat achtzig und auf den Chefsesseln der Bundesverwaltung hundert Prozent Männer. In der Wirtschaft stagniert der Anteil weiblicher Kader bei vier Prozent.

Beim Gedanken an Chefs, Manager und Politiker, die auf ihren Sesseln kleben, kommt mir häufig die Arbeit von Roman Signer in den Sinn, wo er den Chefsessel explodieren lässt. Immer wieder habe ich im April 2009 die Saiten-Internetseite angeklickt und den Zorn auf die herrschenden Kräfte beim Anblick des «fröhlichen Rauchs» abkühlen können.

Was lange währt, wird endlich gut, vertröstet man die Frauen gerne: Am 7. Februar 1971 sagten gut 66 Prozent der Schweizer Männer ja zur Einführung des Frauenstimmrechts. Nachdem fast alle europäischen Länder bereits in den vierziger Jahren den Frauen die politische Mitsprache eingestanden, mussten die Schweizerinnen dreissig Jahre länger darum kämpfen.

Konservative Geister sehen die Rolle der Frauen immer noch am häuslichen Herd. «Familienfreundlich» nennt sich die neue Politik. Frauen werden mit Almosen abgespeist (2005 wurde die obligatorische Mutterschaftsversicherung eingeführt, ein Verfassungsauftrag bestand aber schon seit 1945) und erhalten im Schnitt immer noch neunzehn Prozent weniger Lohn – St. Galler Hebammen und Pflegefachfrauen kämpfen seit zehn Jahren wegen Lohndiskriminierung gegen den Kanton. Frauen müssen sich ihre Rechte erkämpfen. 500'000 Frauen haben am landesweiten Frauenstreik vom 14. Juni 1991 teilgenommen. Damit die grösste politische Demonstration in der Geschichte der Eidgenossenschaft und ihre Forderungen nicht in Vergessenheit geraten, hat der Schweizerische Gewerkschaftsbund für den 14. Juni 2011 zu einem landesweiten Aktionstag «Achtung. Fertig. Frauen los!» aufgerufen. Ich bin für Streik! ♦

18 BARBARA SONDEREGGER, 1988, wohnt in Winterthur und studiert Germanistik und Populäre Kulturen.

5 NATHALIE GRAND, 1967, arbeitet bei der Nachrichtenagentur SDA.

Gleich zu Beginn des Jahres wurde die Integra-Schule für Flüchtlinge eröffnet. Die erste Schulstunde in den Räumen der ehemaligen Scuola Italiana in St.Fiden fand noch ziemlich provisorisch statt, doch bald konnte das Material ergänzt und die Anzahl Lektionen von anfänglich sieben auf 21 aufgestockt werden. Inzwischen läuft das zweite Semester mit einem abwechslungsreichen Programm von Deutsch- und Schweizerdeutschkursen über Tanz und Bewegung bis zu Amharisch für Anfänger. Nach einem knappen Betriebsjahr sind die Initianten, das Solidaritätsnetz Ostschweiz in Zusammenarbeit mit Flüchtlingen, zufrieden mit der Entwicklung. «Die Schülerzahlen nahmen im ersten Semester stetig zu und haben sich nun bei etwa 120 eingependelt», erklärt Andreas Nufer vom Solinetz.

Am Mittwochmorgen im Deutschkurs für Anfänger geht es aufgestellt und lebhaft zu und her, wenn acht Personen mit Händen und Füssen sowie gegenseitigen Hilfestellungen auf Spanisch, Tibetisch, Persisch, Albanisch und Französisch versuchen, Adjektive wie «freundlich» zu erklären.

Auch wenn der Schwerpunkt der Kursbesuchenden noch eindeutig auf den Flüchtlingen liegt, konnte die Teilnahme der Einheimischen etwas verbessert werden: «Der Anfängerkurs für Arabisch etwa ist gut besucht.» Seitdem die beiden Schulzimmer gefunden sind, stellt auch die Finanzierung kein Problem mehr dar. Als grösste Herausforderung für die Zukunft betrachtet Nufer die vermehrte Förderung des Zusammenhalts in der Schule, damit die Integra zu einem gemeinsamen Projekt wird anstelle eines blossen Unterrichtsangebots. «Daran arbeiten wir noch. Es ist sehr zeitaufwändig, alle Beteiligten zusammenzubringen, und die Lehrpersonen arbeiten ehrenamtlich». Um diesen Zusammenhalt zu erreichen, sind nun verschiedene Anlässe in Planung, so fand Ende November ein Tag der offenen Tür statt. Gleichzeitig gilt es, das nächste Semester zu organisieren, damit auch im neuen Jahr die Möglichkeit besteht, «freundlich» zu lernen. Ich wünsche St.Gallen fürs 2011 weiterhin solche Projekte, die sich gegen Pauschalisierungen wehren und mutig versuchen, den kulturellen Austausch zu fördern. ♦

Das Schlimmste ist gerade schon wieder überstanden und steht unausweichlich auch wieder bevor – an einem Märzwochenende, wenn irgendwer nachts an der Uhr dreht und es morgens beim Aufwachen eine Stunde später ist als meinem unmässigen Schlafbedürfnis lieb. Trotzdem sehne ich dieses Datum bereits jetzt im trübsten Spätherbst herbei, an Tagen, die schon um vier diese Bezeichnung nicht mehr verdienen; noch vor Wochen wäre es wenigstens schon fünf gewesen um diese Zeit, also für einen Teil der Menschheit nahezu Feierabend. Nicht für mich, denn erstens klingt das Wort spiessig nach einem Achtstunden-Arbeitstag, den ich zweitens als Familienfrau und Textschaffende nicht habe – ob nun leider oder gottlob nicht, entscheidet die Tagesform. Die aber ist tagelang auf dem Nullpunkt nach jener besagten Nacht, in der uns angeblich, wie es so schön heisst, «eine Stunde geschenkt wird».

Fragt sich nur wann: Es gab tatsächlich Zeiten, da brauchte ich mich bloss über die Sturheit der inneren Uhr zu ärgern und konnte beim Frühstück ein Stündchen länger in der Sonntagszeitung blättern. Inzwischen bekomme ich diese Stunde schon vor Sechs geschenkt, mit einem Gesichtsausdruck, der keinen Widerspruch duldet und Argumenten wie «Schlaf doch noch ein bisschen, heute ist sieben erst sechs» nicht zugänglich ist. Momente, in denen mir die Absurdität dieses bürokratischen Willküraktes nur umso krasser vor den schlafverklebten Augen steht.

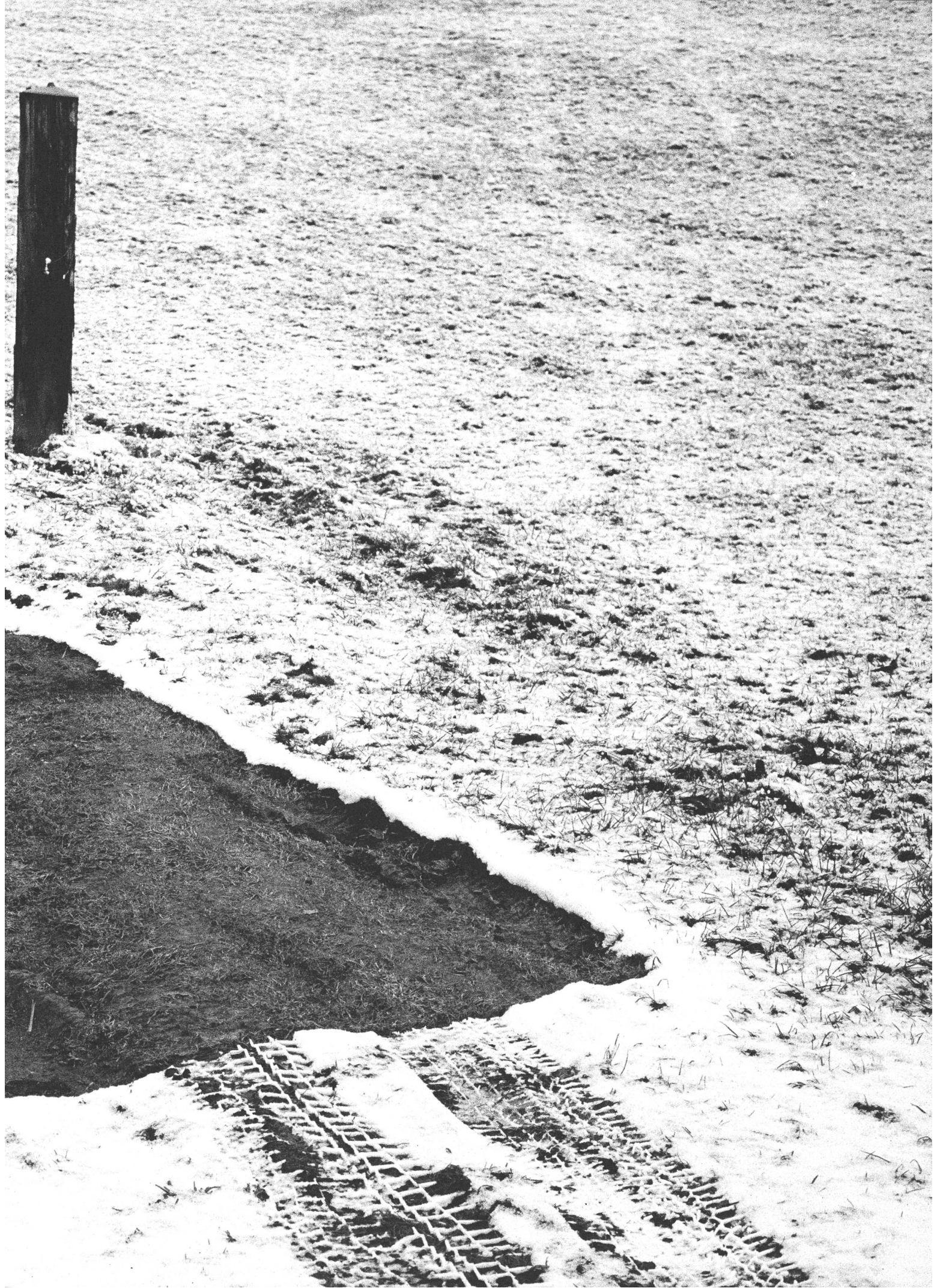
Die unangenehmen Folgen des einmaligen Geschenks an kinderlose Langschläfer: Noch Wochen später fühlt es sich an, als würde mir Nacht für Nacht früh am Morgen eine Stunde geraubt – und noch einmal am Abend, von meiner Arbeitszeit nämlich. Denn das ist das Verblüffende an der winterlichen Umstellung: Es kann noch so früh eindunkeln, vor acht Uhr schlafen die Kinder dennoch nicht, jedenfalls meine. Wanke ich also zehn Minuten später an den Schreibtisch, ist es eigentlich schon Viertel nach Neun; was soll man da noch beginnen? Und was fertigbekommen? Nun ist der Zeitpunkt gekommen, endlich einmal ein Zitat anzubringen, das ich zwar treffend finde, aber eigentlich nirgends mehr lesen möchte, weil es in jedem zweiten drittklassigen Text vorkommt: Das von Jean Paul mit den Kindern und den Uhren, die man nicht beständig aufziehen darf, «man muss sie auch gehen lassen». Damals wäre keiner auf die Idee gekommen, sie zweimal im Jahr anders gehen zu lassen. Vielleicht, weil die Leute im 18. Jahrhundert noch mehr Kinder hatten. Und weniger «Zeitmanagement». ♦

8 KATHRIN HASELBACH, 1989, studiert Rechtswissenschaften in Zürich.

10 BETTINA KUGLER, 1970, ist Journalistin beim «St.Galler Tagblatt».



Bild: Adrian Elsener



Wie sollte er dieses Areal, auf dem drei Hochhäuser mit Miet- und Eigentumswohnungen gebaut werden sollen, gestalten? Das ehemalige Gelände der Aluminiumwerke AG Rorschach bot keinen Anknüpfungspunkt. Martin Klauser, Landschaftsarchitekt in Rorschach, kam – schnell und spontan – eine Idee: «Wenn dieses Areal nie überbaut worden wäre, wäre es wohl bewaldet. Die drei Hochhäuser kämen in einem Wald zu stehen.» Er erinnerte sich an die Diplomarbeit des Berufskollegen Stefan Rotzler, der für die Kaserne Zürich «eine Topografie gewürfelt» hatte, um wichtige gestalterische Entscheide dem Zufall zu überlassen. «Da kann ich doch auch einen Wald würfeln», sagte sich Klauser und tüftelte ein Konzept aus. Es bestand grob gesagt darin, das rund 28'000 Quadratmeter grosse Areal im Südwesten Rorschachs mit einem Raster zu unterlegen und Parameter für den Zufallsprozess zu definieren. Dann würfelte Klauser bei jedem Quadrat, ob es mit einem Baum bepflanzt werde oder nicht. In einem zweiten Schritt wurde die Baumart bestimmt. Zur Auswahl standen drei wertvolle Hölzer (Eiche, Buche, Bergahorn) und drei Baumarten mit minderwertigem Holz (Esche, Birke, Erle). Klauser wählte Laubbäume, weil sie bei Siedlungen wohltuender sind als Nadelbäume: «Im Frühling lassen sie die Sonne durch, im Sommer spenden sie Schatten.»

Für die konkrete Planung dieses «Stadtwaldes» galt es, noch andere Fragen zu klären und Details zu berücksichtigen, wobei alle direkt Beteiligten vom Projekt angetan waren – von der Bauherrschaft bis zum kantonalen Hochbauamt. Daneben gab und gibt es auch kritische Stimmen: Der «Stadtwald» sei bloss ein Marketing-Projekt. Oder noch negativer: Das Projekt sei zum Scheitern verurteilt.

Jetzt ist die Planung abgeschlossen. Mit den Pflanzarbeiten kann allerdings erst begonnen werden, wenn die Überbauung steht. Und wirklich wie in einem Wald wird man sich auf dem Areal erst in dreissig bis fünfzig Jahren vorkommen. Sofern denn alles funktioniert. «Das Ganze ist ein Experiment – niemand weiss, was dabei herauskommt», sagt Klauser. Wichtig für das Gelingen ist, dass das Areal von Beginn an konsequent forstlich gepflegt wird. Klauser hat zudem die Hoffnung, dass «von selbst einiges passieren wird» durch das Wachsen anderer Bäume und Pflanzen. Gut möglich, dass dieser «Stadtwald» dereinst über Rorschach hinausstrahlen wird. ♦

## DER SUBVERSIVE AKT

Dieses Jahr habe ich beschlossen, mehr Bücher zu lesen. Dieser Entschluss hatte nichts mit der Einführung des iPad zu tun. Es ging mir nicht darum, ein Zeichen zu setzen, nachdem sich zum Abgang auf die Zeitung auch jene auf das Buch gesellt hatte. Der Grund dafür war schlicht und einfach, dass ich das Kurzfutter satt hatte. Zwar hatte ich nie zu den «Zwanzig-Minütlern» gehört, nur blieb die letzten paar Jahre neben dem Kinder-glücklich-Machen, Geld-Heranschaffen und dem Haushalt wenig Musse für ein Buch. Ich begnügte mich mit der Tageszeitung und dem Migros-Magazin und freute mich auf den Samstag, wenn mein heiss geliebtes «Tagimagi» im Briefkasten lag. Ab und zu gesellten sich ein paar in nächtlichen Stunden verschlungene Krimis dazu.

Ein Buch zu lesen, sei heutzutage fast ein subversiver Akt, stand kürzlich geschrieben. In eine Geschichte einzutauchen, geht schlecht, wenn man im Multitasking gleichzeitig auch noch die Mails checken und Kurznachrichten beantworten muss. Als erstes las ich ein Buch, das ich zu Weihnachten erhalten hatte: «Das Glück der anderen» von Stewart O'Nan. Der Autor hat seinem verstörenden Roman ein Zitat von Albert Camus vorangestellt. Es fasste etwas in Worte, was mich in jener Zeit beschäftigte, und bewog mich dazu, meine Bücherregale nach einer zwar vorhandenen, aber nie gelesenen Ausgabe von «Die Pest» zu durchforsten. «Seelenapotheke» steht nicht von ungefähr über dem Eingang zur St.Galler Stiftsbibliothek. Die Kunst ist, das richtige Buch zu finden.

Seit diesem Sommer bin ich Mitglied einer Lesegruppe, wunderbar altmodisch Lesezirkel genannt. In demokratischer Abstimmung legen wir die Lektüre für die nächsten zwei Monate fest und tauschen uns beim nächsten Treffen darüber aus, was sowohl zu Entdeckungen als auch zu Enttäuschungen führen kann. Ebenso beglückend wie das Lesen ist das Vorlesen. Diese Erfahrung verdanke ich meinen Kindern. Nach der Gesamtausgabe der Gebrüder Grimm führen wir uns nun allabendlich die Erzählungen aus Tausend und einer Nacht zu Gemüte. Mit Hans Christian Andersen hingegen sind wir nicht richtig warm geworden. Das Schicksal der kleinen Meerjungfrau ging uns am Ende zu nahe. Im Gegensatz zu Walt Disneys Arielle, bietet Anderson nur ein halbes Happy End. ♦

4 PETER MÜLLER, 1964, ist Historiker und freischaffender Journalist.

13 CHRISTINA GENOVA, 1976, ist freischaffende Journalistin und Historikerin in St.Gallen.

## BROT UND SPIELE

Ich breche jetzt ein Versprechen. Nach meinen Wortmeldungen zur Fussball-WM habe ich einem Genossen versprochen, wenigstens während der EM (Polen/Ukraine) stillzuhalten und mit meinen fussballkritischen Ausfällen bis zur WM 2014 zu warten, wenn es darum gehen wird, den Fifa-induzierten Waffenstillstand zwischen der Rouseff-Regierung und den brasilianischen Parallelstaaten der Gangstersyndikate zu thematisieren. Doch wie die starke und schöne Rosa L. gesagt hat, geht es darum, «immer das laut zu sagen, was ist». Seis drum.

Juvenal (nicht der FC-Thun-Spieler – der römische Satiren-Dichter) prangerte die Tatsache an, dass sich das römische Volk zur Zeit der Republik, ängstlich und entpolitisiert, nur noch Brot und Spiele gewünscht hat. In der AFG-Arena lässt man zum Gaudi der Massen keine Gladiatoren und Raubtiere aufeinander los, sondern hochbezahlte Leibeigene, kickende Millionäre und Migranten. Kein wahnsinniger Cäsar spricht mittels Daumenbewegung das Todesurteil – ein Grossunternehmer schaltet seine Luxus-Loge auf Rot. Keine römische Oberschicht finanziert Bau und Betrieb der kolossalen Arena mit Kriegsbeute und gestohlenen Goldschätzen, das tut eine Handvoll Multimillionäre, die reich geworden sind, wie man halt im Raubtierkapitalismus reich wird: durch Erbfolge, durch Aneignung des Mehrwerts aus der Arbeit der Lohnabhängigen sowie durch Spekulation im Casino des Finanz- und Immobiliensektors. Das alles passiert nicht im imperialen Kontext einer europäischen Sklavenhaltergesellschaft, die sich von Rom aus ihr Überleben unter anderem durch Massenunterhaltung sichert. Ein milliardenschweres, korruptionsanfälliges und steuerbefreites kapitalistisches Unternehmen organisiert von Zürich-Hottingen aus die industrielle Erzeugung und Zerstörung von Hoffnungen sowie die Reduktion ganzer Kulturen (südliches Afrika, Lateinamerika, Brasilien) zu Staffage und exotischem Hintergrund. Dabei wird es tatkräftig von einem atomenergiefixierten Grosskonzern unterstützt und schafft ein System, in dem – wie 2010 lehrstückmässig zeigt – ganze Kontinente, Staaten, Kantone und Städte ökonomisch erpressbar werden.

Natürlich weiss ich, dass kein moderner Spartakus in Sicht ist. Natürlich weiss ich, dass der Bruch mit dem Kapitalismus, wie er in Lausanne als Ziel formuliert wurde, nicht einfach ist. Aber der Bruch mit einer seiner hässlichsten Erscheinungsformen ist ganz leicht. Stellen Sie sich vor, 2011 geht keiner hin! Für eine Stadt mit 70'000 Einwohnern würden auch einige Dutzend starker und schöner Feministinnen reichen, wie es sie in den achtziger Jahren gab. Sie würden zu ihren Freunden, Männern und Genossen sagen: «Hört mit diesem Buebe-Züüg auf! Schluss mit Kolumnen über Fussballspieler! No more name-dropping! Diskussionen über schöne Flanken langweilen uns. Es gibt keine Schönheit in der Hässlichkeit. Es gibt kein richtiges Leben im falschen.» ♦

Klassiker «Lounge Chair» – unser Angebot ab Lager



**wohntart**  
späti egli

Möbel • Lampen  
Büromöbel • Textilien  
Innenarchitektur  
Planung

Späti Egli AG  
Spisergasse 40  
CH-9000 St.Gallen  
Tel +41 71 222 61 85  
info@wohntart-sg.ch  
www.wohntart-sg.ch



**BARATELLA**

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte  
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,  
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

klubschule

MIGROS

**Lässt Herzen  
höher schlagen!**

**Programm Musik & Kultur  
jetzt bestellen!**

**Beratung und Anmeldung:**

Musik & Kultur  
Klubschule Migros  
Bahnhofplatz 2  
9001 St. Gallen  
Tel. 071 228 16 00  
musik.kultur@gmos.ch

[www.klubschule.ch](http://www.klubschule.ch)

[www.appenze  
kulturell.ch](http://www.appenze<br/>kulturell.ch)

# 3

## EIN BADEHÜTTLI GEWÜNSCHT

Ich bin am Bodensee aufgewachsen und habe mit wenigen Unterbrüchen immer mindestens in Sichtnähe des Sees gewohnt. Als ich die Anfrage der deutschen Künstlerin Monika Drach erhielt, ihre im November stattfindende Ausstellung «Entwurf eines Wetterberichts» in Langenargen mit einem literarischen Text zu eröffnen, fiel mir auf, dass ich mittlerweile Seegewohnheiten entwickelt hatte. Denn das Projekt der Künstlerin befasste sich mit dem Bodensee und den Menschen, die da leben. Ich begann nachzudenken, denn nicht zuletzt war auch ich Teil ihrer Feldforschungen.

Warum wohne ich immer in unmittelbarer Nähe eines Sees? Weshalb war ich als Kind lange Zeit überzeugt, der Bodensee gehöre der Schweiz und damit mir? Warum glaubte ich das weiterhin, entgegen besseren Wissens, wie es Kinder sonst beim Christkind tun?

In meinem Text zur Ausstellung im Kavalierhaus Langenargen liess ich meinen Protagonisten aus der Enge eines kleinen Dorfes am See ausbrechen, liess ihn aber nach Jahrzehnten reumütig zurückkehren. Denn das ist das Wunderbare an der Literatur, man darf nach Lust und Laune entwerfen und wieder verwerfen. Man kann ausprobieren, wie es ist, böse zu sein, oder wie es ist, die Welt zu retten, und darüber nachdenken, ob die Welt sich überhaupt retten lassen will.

Mir gelingt das Schreiben offenbar nur, und das ist das Resultat meiner Überlegungen, wenn ein Gewässer in der Nähe ist, das ich sehen, hören oder riechen kann. Ganz besonders aber ist es der Bodensee.

Sehr, sehr gerne würde ich mich einmal für einige Zeit in eine dieser herrlichen Badehütten am Bodensee zurückziehen. Praktisch auf dem Wasser Welten zu entwerfen. Seeschreiberin mit Seegewohnheiten zu werden. Das ergäbe einen total schrägen Bodenseeroman. Damit würde ich eine Bodenseeautorin werden. Bis jetzt war ich Thurgauer Autorin oder St.Galler Autorin, Ostschweizer oder Schweizer Autorin. Immer wenn mir jemand eine Schublade aufhält, hüpfе oder falle ich hinein. Gebrauchsautorin würde mir als Etikett auch gefallen. Bei Bestsellerautorin müsste ich vorher intensiv nachdenken, ob sich damit gut leben lässt. Als nächste Schublade gerne Bodenseeautorin. Das Jahr 2011 widme ich dem Bodensee. Wohl habe ich jedes Jahr zuvor auch dem Bodensee gewidmet, das war mir aber nicht bewusst. Am besten wird sein, ich ziehe einmal meine persönliche Bodenseeschublade auf und gucke, was da drin ist. Tausendschön wäre, wenn sich ein Badehüttli-Besitzer aus Deutschland, Österreich oder der Schweiz melden würde ... aber ich glaub ja nicht mehr an das Christkind. ♦

# 9

## DAS JAHR DER FRAUEN

Scheinbar aus dem Nichts sind sie aufgetaucht: Dorothee Elmiger im Juni am Klagenfurter Wettlesen, wo sie den zweiten Bachmannpreis erhielt. Dann Anfang Oktober Melinda Nadj Abonji in Frankfurt, als Gewinnerin des deutschen Buchpreises. Nur wenige haben die beiden Schweizer Schriftstellerinnen vorher gekannt. Kaum sind sie im Gespräch, widmet sich «Die Zeit» der Frage, warum die Schweiz so viele «herausragende Schriftsteller» hervorbringe. Als Gruppe stehen sie nun beisammen: Dürrenmatt, Frisch, Bichsel, Hürlimann, Weber und Suter, neben Abonji und Elmiger. Einmal mehr wird über die sprachliche Besonderheit der Schweizer Autorinnen und Autoren gefachsimpelt, deren Muttersprache eben nicht das Hochdeutsche ist. Dass dieser «Vorteil» der Schweiz gar zur «Literarischen Grossmacht» verhelfe, wie «Die Zeit» titelte, ist natürlich überspitzt und zu banal kombiniert. Als sei es seit jeher alltäglich, dass Schweizer Literatur die wichtigen Preise einheimse. Besser sollte mal jemand sagen, was neu ist: 2010 ist das Jahr der Frauen! Als ich vor acht Jahren meine Lizentiatsarbeit über Schweizer Literatur schrieb, hat mich mein Professor darauf hingewiesen, dass ich die weibliche Form nur verwenden müsse, wenn auch tatsächlich Schriftstellerinnen vorkommen. Dass nun gleich zwei Frauen so sprachgewaltig in den Vordergrund treten und wichtige Literaturpreise wegschnappen, hat mich sehr gefreut. Das ist ein starkes Zeichen für die Schweizer Literatur, das in den nächsten Jahren hoffentlich viele Schriftstellerinnen beflügeln wird. ♦

3 ANDREA GERSTER, 1959, ist Autorin.

9 SABINA BRUNNSCHWEILER, 1975, arbeitet beim Kantonalen Amt für Kultur St.Gallen.

So, jetzt hab ich kapiert, was getan werden muss gegen diese Partei, die das Schweizer Volk ständig hinter Ausländern herjagt, die angeblich nur zu uns kommen, um das Asylrecht und den Sozialstaat zu missbrauchen. Sie macht uns noch zur Nation der Schweisshunde. Gib dieser Partei keine Chance! Mir dräute das schon 2009. Als Atheist mit über vierzigjähriger Gesinnungspflege hat mich diese Partei nämlich genötigt, für den Bau religiöser Symbole zu stimmen. Ich musste das einfach tun. Dieser Partei ist es nicht um die Religion gegangen, sondern nur um die Diskriminierung eines Bevölkerungsteils. Einem Atheisten, der gegen Auserwähltheit ist, muss die Gleichheit am Herzen liegen. Also habe ich einige Male leer geschluckt und für die Minarette gestimmt.

Ein Jahr später, in diesem November, wieder so eine verkappte Abstimmung: Diese Partei fordert die Ausschaffung von ausländischen Straftätern aufgrund einer willkürlich zusammengestellten Deliktliste. Schon wieder Diskriminierung eines Bevölkerungsteils. – Dieser Partei muss endlich das Handwerk gelegt werden, und zwar wegen Demokratiemissbrauch! Das wiegt eben so schwer wie der Missbrauch des Asylrechts oder des Sozialstaats. Vor allem ist der Demokratiemissbrauch dieser Partei sehr viel gefährlicher, weil sie damit gewollten Hass unter den verschiedenen Bevölkerungsteilen in diesem Land sät. – Was tun? Die Volksrechte überall dort einschränken oder allenfalls ganz aufheben, wo sie dem Volk eigentlich gar nichts bringen, ausser dieser Partei und ihrem nazistischen Schweizertum. ♦

## ALÄS WIRD GUET

2011 wird ein gutes Jahr, sagen meine Tarotkarten. Der FC St.Gallen geht doch noch Konkurs. Seine ehemaligen (neuen) Verwaltungsräte werden geteert, gefedert und auf Stahlträgern, die wir aus der Bauruine der AFG-Arena gerissen haben, über die Stadtgrenzen bis nach Rorschach getragen, wo wir noch den Ex-Präsidenten Thomas Müller dazu packen und den ganzen Haufen im See versenken. Die Jugendabteilungen werden aufgelöst und die ganzen Juniorenfussballer, denen ohnehin höchstens eine Zukunft als zweitklassige Sportkommentatoren offen gestanden hätte, werden in staatlichen Programmen resozialisiert und in unsere Volkswirtschaft reintegriert (ausser den Liechtensteinern, natürlich, die werden ausgeschafft). Dies beinhaltet unter anderem, in ihnen die Liebe zu den schönen Künsten zu entfachen sowie ihnen beizubringen, ganze Sätze zu sprechen.

Das Stadion wird wie alle Bauruinen vom Stadttheater übernommen, was doppelt Sinn macht: Einerseits finden dann endlich die Events statt, von denen man schon immer geträumt hat, und andererseits können die Musicals endlich an einem Ort stattfinden, wo sie nicht länger das Klima in der Innenstadt vergiften. Apropos verblödet: Die ganzen pubertierenden Landeier, welche jedes Wochenende ins Stadion pilgerten, um mal so richtig die Sau rauszulassen, ziehen weiter und belästigen als Nächstes wahrscheinlich den FC Wil. Dies löst alle Sicherheitsprobleme, was nicht nur der Stadtpolizei die redlich verdienten Ferien einbringt, sondern auch die Ständeratskandidatur Karin Keller-Sutters im Keim erstickt, da sie nun kein Thema mehr hat, mit dem sie sich profilieren könnte.

Ganz St.Gallen ist nun fussballfrei. Ganz St.Gallen? Nein! Wie alles Wahre und Echte überlebt auch der Fussball. Im Osten der Stadt regt sich etwas: Im schönsten Stadion der Welt, dem Espenmoos, nehmen ein paar verrückte Fans den Betrieb des ehemaligen Spitzenklubs in der 1. Liga wieder auf, ohne Verwaltungsräte, ohne dubiose Baufirmen und ohne prügelnde Security Guards in schwarzen Uniformen. Dass die Stadt das Stadion grosszügigerweise zur Verfügung stellt, verschafft der strippenziehenden Stadträtin einen derartigen Popularitätsschub, dass sie sich mit ihrer etwas überraschenden Ständeratskandidatur gegen ihren Look-Alike durchsetzt – dies rechtzeitig zum ersten richtigen Stadtderby zwischen St.Gallen und dem SC Brühl seit vierzig Jahren. Flankiert von Pyro zündenden Stadtpolizisten eröffnet sie das Spiel mit den Worten: «Göldin hatte recht. Aläs wird guet.» ♦

16 HARRY ROSENBAUM, 1951, ist Journalist.

1 ETRIT HASLER, 1977, ist Slampoet und Redaktor bei der «Fabrikzeitung».

Als Erich Kästner «Emil und die Detektive» schrieb, hatte er ursprünglich eine Geschichte über die Südsee schreiben wollen. Liess es jedoch bleiben, weil er sich nicht mehr entsinnen konnte, wieviele Beine ein Walfisch hat. Nachgeholt hat er das dann vor bald achtzig Jahren in seinem wunderbaren Buch «Der 35. Mai oder Konrad reitet in die Südsee». Am 35. Mai passiert allerhand Sonderbares und wäre es nicht der 35. Mai, hielte man wohl gar sich selbst für nicht ganz richtig im Oberstübchen.

Konrad besucht am 35. Mai seinen Onkel, den Apotheker Ringelhuth, und soll für den nächsten Tag einen Aufsatz über die Südsee schreiben, weil er gut in Mathe ist und keine Fantasie hat. Mit dem infolge der Krise arbeitslosen Zirkuspfund, das sprechen und Rollschuh laufen kann, machen sie sich auf den Weg in die Südsee: durch Ringelhuths Wandschrank und dann immer geradeaus. Auf dem Weg dorthin passieren die drei das Schlaraffenland, in dem der ehemalige Klassenschlechteste und -kamerad Konrads, der dicke Seidelbast, mittlerweile Präsident ist. Die Leute sind so faul, dass sie sich die Kleider gleich auf den Leib gemalt haben, um sich nicht jeden morgen anziehen zu müssen. Und wer weniger als zweieinhalb Zentner wiegt, wird des Landes verwiesen. In der verkehrten Welt müssen sie den Onkel aus einer Anstalt für schwererziehbare Eltern retten. Anschliessend gelangen sie nach Elektropolis, die vollautomatische Stadt, wo die Menschen nur arbeiten, um schlank zu bleiben, und die wegen durchgebrannter Sicherungen in sich zusammenschmörzelt. Auf dem Äquator, einem langen, schmalen Blechband, treffen sie eine Putzfrau, die gar nichts von Rostschutzmittel hält, da sie sonst ihren Job verlieren würde. Begleitet von hungrigen Haien, die es auf des Apothekers Bauch abgesehen haben, gelangen sie schliesslich in die Südsee und treffen auf Petersilie, ein schwarz-weiss kariertes Mädchen, das mitten im Urwald von einem wildgewordenen Walfisch verfolgt wird, weil es ihm die Zunge herausgestreckt hat. Gegen den Walfisch kann auch des Apothekers Stock nichts mehr ausrichten, vertreiben kann ihn nur der Häuptling Rabenaas, der sein Taschenmesser stets mit heissen Bratäpfeln zu laden pflegt ...

Der 35. Mai wird ohne Zweifel der beste Tag des Jahres 2011. Und wer behauptet, es gäbe keinen 35. Mai, wird mit Bratäpfeln beschossen und muss dabei die Beine jedes noch lebenden Walfisches zählen. ♦

## DER CHANGE MIT BOLAÑO UND STERN

Mein Leben wird von Büchern bestimmt, eigentlich immer schon, aber seit zehn Jahren mehr denn je. 2010 ist das erste Jahr, in dem ich als Autor drei Titel herausgebracht habe (früher waren zwei das Maximum, meistens langte es aber nur zu einem, oft mit mehrjährigem Abstand, drei in einem Jahr sind also für meine Verhältnisse geradezu eine Explosion). «Herausgebracht» heisst nicht «verkauft», sodass drei Publikationen vielleicht keinen realen Unterschied zu einer machen werden, aber das wird sich erst 2011 herausstellen. Und ausserdem ist es das Jahr, in dem ich als Leser Roberto Bolaño und Steve Stern entdeckt habe.

Mit den Entdeckungen ist es so, dass ich seit meiner Kindheit literarische Hausgötter habe (die ersten waren Ludwig Bechstein, Carl Barks und Karl May), von denen kaum einmal einer vom Sockel stürzte. Arno Schmidt ist die grosse Ausnahme, den habe ich einst verschlungen und mag ihn heute nicht mehr lesen, diesen alten Klugscheisser. Karl May ist selbstverständlich längst aus dem Pantheon entfernt, man kann nicht Kafka, Nabokov und May in denselben Lebensjahren lesen. In den letzten Jahren sah es mit dem Nachschub nicht mehr so gut aus, die in Betracht gezogenen Pynchon und DeLillo waren schon einmal besser, als sie es in ihren neueren Büchern sind. Aber Bolaño, den es natürlich schon viel länger gab, avancierte sofort zu einem Stern erster Grösse an meinem privaten Literaturfirmament. Und der mir vorher gänzlich unbekanntes Steve Stern, dessen neuesten Roman «The Frozen Rabbi» ich eigentlich mit Widerwillen gegen einen idiotisch klingenden Plot erst gar nicht zu lesen beginnen wollte, wird wohl tatsächlich Isaac Bashevis Singers Nachfolger in meiner teils realen, teils imaginären Bibliothek werden.

Ich erwarte von jeder Kunst, dass sie mich dazu auffordert, mein Leben zu ändern; das tue ich dann zwar eh nicht, aber wenigstens denke ich darüber nach. 2010 anhand von Bolaño und Stern. Ob 2011 wieder ein so grosser Fisch im Pool ist? ♦

14 NOËMI LANDOLT, 1982, studiert Ethnologie und ist freischaffende Journalistin.

23 KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Wozu dieser unaufrichtige Blick zurück? Soll eine dumpfe Ordnung das Chaos erdrosseln? Wozu dieser törichte Schattenriss ins Dunkel? Soll ich mein Leben in die Zukunft flunkern? Ich sag mir: zähl die Jahre und lass sie vergehn. Vergiss, was war, und nimm, was kommt.

Noch lebt 2010. Noch leb ich – gefangen in diesem siechen Jahr. Hab ich es begraben, weiss ich vielleicht, was ich an ihm verlor. War's schlecht, verschlingt's die guten Jahre. War's gut, gebiert's mir neue Zeit. Vielleicht verraten mir die Jahre, die ihm folgen, wie's wirklich war; vielleicht auch schluckt der Lärm der Tage ihre tiefen Stimmen – und mein Spiegel bleibt blind.

Dealer trugen mir in Lissabon den Schnee des Südens an, da war das Jahr noch jung. König war ich auf dem Thron des Schuhputzers – und Sklave einer weichen Hand am Strand von Estoril. Die Blicke meiner Kinder, sie folgten mir durch die Zeit. Mehr war nicht in meinem Jahr.

Da war noch diese Mail, die mich im Herbst erreichte. Ein türkischer Kampfhubschrauber hatte allem Anschein nach chemische Kampfstoffe in eine Felshöhle gebombt, acht kurdische Guerrillas hielten sich dort versteckt. Das Gift entstellte ihre leblosen Körper. Ich las es im Oktober, und auch das: «Ein grosses Problem sind in der Region der kurdischen Provinzhauptstadt Hakkari im Südosten der Türkei seitens des türkischen Militärs gelegte Waldbrände und der Einsatz von Entlaubungsmitteln. Auch hier besteht der Verdacht, dass unerlaubte chemische Substanzen eingesetzt wurden. Ärzte haben die Vermutung, dass die Kräuter, die in der Region wachsen und von der Bevölkerung von April bis Juni geerntet werden, stark vergiftet sind. Eine Folge davon könnte sein, dass die Magenkrebsrate in den letzten Jahren um hundert Prozent angestiegen ist. Früher wurden die Kräuter als Medikament genutzt. Ärzte in Ankara und Hakkari haben empfohlen, die Kräuter nicht mehr zu essen. Für einen grossen Teil der Bevölkerung sind sie jedoch derart essentiell, dass sie nicht auf das Sammeln verzichten wollen. Die Durchfallrate ist nach Auskunft von Ärzten in Hakkari ebenfalls stark angestiegen. Ein entsprechendes Dokument liegt beim örtlichen Gericht vor. Es besteht der Verdacht, dass die Ebene von Bercelan sowie weitere Orte stark verseucht sind. Von hier kommt das Trinkwasser der Stadt. Wegen einer Beschwerde gegen die Nutzung von Chemiewaffen durch das türkische Militär in Hakkari/Bercelan vor einigen Monaten war der Vorsitzende des Menschenrechtsvereins IHD, Ismael Akbulut, drei Monate im Gefängnis von Bitlis inhaftiert. Vorwurf war die vermeintliche Erniedrigung des türkischen Militärs und Propaganda für eine kriminelle Vereinigung. Danach wurde er wegen Mangels an Beweisen frei gelassen.» ♦

O DIESES INBILD! MARILYN

O dieses Inbild! Marilyn  
 Im weissen Bademantel  
 Vor dem aufgerauten Ozean  
 Ein Brustbild, die Augen  
 Gesenkt, die Lippen  
 Geöffnet, das Haar  
 Ein Windspiel. Marilyn  
 Nahm ich erstmals mit dem Eintreten  
 Meiner Geschlechtsreife wahr (10 Jahre rund  
 Nach ihrem physischen Tod) in der Bravo  
 Ein klitzekleines Pic nur, schwarz-weiss  
 Die Monroe in Strümpfen  
 Vollfett  
 O wie ich sie liebe, adoriere  
 Nun, da das Senkblei  
 In mein Leben trat  
 Noch mehr – Göttin, einzige  
 War Maria so schön, Aisha  
 Oder Lakshmi? Helena  
 Gewiss. Die Tage ziehen  
 Aus & ein – heute, gestern  
 Morgen: Marilyn bleibt.

19 ANDREAS FAGETTI, 1960, ist Journalist bei der «Woz».

24 FLORIAN VETSCH, 1960, ist Autor und Kantonsschullehrer.

# 草稿

# BIG DRAFT - SHANGHAI

GEGENWARTSKUNST  
AUS DER SAMMLUNG SIGG  
19.11.2010 - 6.2.2011

KUNST  
MUSEUM  
BERN

HODLERSTRASSE 8 - 12  
CH - 3000 BERN 7  
DI 10H - 21H MI-SO 10H - 17H  
WWW.KUNSTMUSEUMBERN.CH

CREDIT SUISSE  
Partner des Kunstmuseum Bern



## HYÄNENFÜTTERUNG IN ÄTHIOPIEN UND TAUSEND SPANNENDE SACHEN MEHR!

[www.aethiopien-reisen.ch](http://www.aethiopien-reisen.ch)

*Grabenhalle + Bruchseil*

*Gemeinde Teufen  
dight attack  
Samanes Druck + Design  
Brauerei Locher  
R+R Sonic Design  
Print Lounge  
Hotel weisses Kreuz  
Digicenter  
Kanton Appenzell Innerrhoden  
Gnossenschaft Migros Ostschweiz  
Schwalbendruck  
Ortschaftsgemeinde H.Gallen  
Saiten  
Amt für Kultur des Kantons H.Gallen  
Restaurant Schwarzer Engel  
Fachstelle Kultur der Stadt H.Gallen  
und dir...*

*dancken euch!*

viegener  
optik  
vision care center | st.gallen

CLARK GABLE AND  
AUDREY HEPBURN  
would love it

viegener optik | vision care center | schmidgasse 35 | 9001 st.gallen  
t 0800 82 11 44 | f 071 223 54 05 | info@viegener.ch | www.viegener.ch

## SONNENUNTERGANG IM JÄGERHAUS

22

Die Steine beim ehemaligen Uferlos-Festivalplatz am westlichen Rorschacher Ufer, wo wir nach dem Montagsfußball im Sommer jeweils ins Seewasser sprangen, werden weiterhin da sein. Doch der Zugang dürfte, wenn nicht unmöglich, so doch erschwert sein, jetzt wo der Schraubenkonzern Würth das ganze Gelände verbaut.

Und auch sonst ist nicht viel gewonnen an unseren paar Seekilometern zwischen Altenrhein und Arbon. Immerhin hat Staad, während sich Rorschacherberg an die Meistbietenden verkaufte (Mang & Co.), ein Stück Seeuferweg errungen, wenn auch mit ärgerlichem Umweg hinter dem Grundstück des Appenzeller Büromöbelunternehmers Lienhard. Verloren scheinbar auch das Metropol in Arbon, als Hotelkiste kein Verlust, aber als Terrasse mit inspirierender Aussicht weit offen gegen Nordosten ohne die ostschweizübliche Platzangst, immer wieder gern bei einem Rindstatar. Auf's Essen kams aber nicht an, sondern vielmehr auf den pragmatischen (Migros-)Hotelbetrieb, der ein gemischtes Publikum und nur wenig Geldprotze anlockte.

Sehr erfreulich jedoch, dass ein Lieblingsort am See einfach nur bleibt, wie er schon immer war, seit Jahrzehnten: Das schnickschnacklose, unaffektierte und unpräntiöse, aber genau darum wunderschöne Jägerhaus Altenrhein ist Jahr für Jahr eine Sommerfreude wie kaum eine andere Wirtschaft in der Region. Man ist ja heute, wo vieles sinnlos aufgemotzt oder dann «to the max» reduziert aufs «Authentische», froh um die ganz normale Normalität. Ein paar echte alte Blechtische und Stühle, kein Euronormplastik, liebevoll verstreut auf der (echten) Wiese zwischen Industriezaun und Holzhüttenanbau, alles unter einem Baum, der zeitweise klebrigen Honigttau abgibt; meist springt da eine schwarze Katze herum, ein paar Wochen lang ist die Abendluft voller Mückenschwärme. Zum See hin ein schmaler Ausblick auf ein paar Segeljollen und just genug Himmel für einen Sonnenuntergang, wie er auf Bodensee- und angeblich auch anderen Weltgegenden-Prospekten prangt.

Hier eine Portion Knusperli zu essen und stundenlang zu sitzen, ist kein Kitsch, sondern schlichte Lebensfreude. Unter Gleichgesinnten – Dorfbewohner, manche Segler, Seeliebhaber. In arschlochfreier Zone. Obwohl in heikler Umgebung unweit des «People's Business Airport» gelegen, bleibt das Jägerhaus von den Grosskotzen nämlich verschont. Die haben in der Nähe andere Häfen, Loungebars, Parkplätze, wo sie sich präsentieren können. Verschont zu bleiben, ist am See schon viel. Was in diesem Fall sogar für gute Bekannte gilt. Zum Beispiel soll das Jägerhaus ein Lieblingsort des pensionierten Wiener Seelsorgers in Rorschach sein, der sich gern als Zeithaber bezeichnet. Passt einfach alles. ♦

Die Petition zur Umbenennung des Agassizhorns in Rentyhorn hat diesen Sommer eine Abfuhr bekommen. Die Gemeinden Grindelwald BE, Guttannen BE und Fieschtal VS, die sich den nicht ganz 4'000 Meter hohen Berg und kleinen Bruder des Finsteraarhorns teilen müssen, fürchteten unter anderem die Kosten bei der Herstellung von neuem Kartenmaterial. Wo käme man hin, wenn die Berge beginnen, ihre Namen zu wechseln! Das kennt man doch schon von Lewis Carroll her. Immerhin findet der ehemalige Präsident des Bergführerverbandes, ein Grindelwaldner, das Argument der geografischen Verwirrung lächerlich: Wer steigt denn schon aufs Agassizhorn? Jeder ambitionierte Bergsteiger, und Bergsteiger sind ambitioniert, will aufs Ganze, aufs Finsteraarhorn, und nicht auf den Vorgipfel, egal wie er heisst.

Dabei haben Bergnamen doch ihre ganz besonderen Lock- und Schockmittel. Das Finsteraarhorn hat mich schon immer abgeschreckt, genauso wie das Fletschhorn. Da hat ein Berg wie der Madchopf im Weissstannental mit seinem Hang zum Verrücktsein schon bessere Chancen. Nie will ich den alten Rassisten und Begründer der Apartheid besteigen! Aber das Rentyhorn, benannt nach dem kongolesischen Sklaven, der von Agassiz zur Beweisführung seiner Theorie benutzt wurde ..., das machen wir! Bald! Vater des Komitees «Démonter Louis Agassiz», Hans Fässler, ist dabei. Die Haitianisch-Schweizerische Künstlerin aus Helsinki, Sasha Huber, die mit ihrer Arbeit dem Kolonialismus bis in die Gegenwart nachspürt, sicher auch. «Ich kann nun mit Gewissheit sagen, dass wir mehr sind», schreibt auch Margarete in der Einladung an die Waghalsigen. Trotz falschen Kartenmaterials werden wir es finden, nicht aufgeben, auch hier nicht. Mit den Skiern nächsten Frühling gehen wir los. Wir haben Zeit. Die Aussicht ist schon jetzt grandios! ♦

## DAS JAHR DES PELIKAN

Im Bus Richtung Lachen-Quartier sagt ein Mann plötzlich zur Frau, die seien doch nicht mal den Schuss Pulver wert. Alle müssten fristlos rausgeworfen werden, wenn sie nicht mal diesen einfachen Auftrag hinkriegen würden. Die Frau nickt und schaut aus dem Fenster. Der Mann schimpft weiter, wippt mit dem Fuss und der Bus fährt am neuen Kulturzentrum vorbei. Dort steht aus Blechbuchstaben, wie früher bei den Kinos, nur grösser, geschrieben: «Jetzt / der jüngste Tag / an einem Schauspiel.» Oder so ähnlich. Der Satz war ein bisschen wirr. Jedenfalls unverständlicher als die Aktivdienstretorik des alten Mannes, der sich mittlerweile aber beruhigt hatte und die Blumenrabatte bei der Autobahneinfahrt kommentierte. Irgendwo zwischen den markigen Sprüchen der Grosseelterngeneration und einer Gebrauchspoese angekommen, streitet man sich im gleichen Jahr im Kulturbund, den es eigentlich nicht mehr gibt, über die Verlüderung des Dialekts. Aber nein, ist zu lesen, der Dialekt gehe doch nicht vor die Hunde. Und die Sprache entwickle sich. Irgendwo zwischen den Sprüchen der alten Generation und der verbrämenden Lyrik der Kulturmanager hat sich ein Loch aufgetan. Fast so gross und nicht zu stopfen wie jenes in Schmalkalden. Ja, viele Sätze waren böse aufgeladen dieses Jahr. Auch wenn es im Detail ein schönes Jahr war. Im Sommer tranken wir Schnaps in Beuron. Eigentlich ein Pilgerort im Oberen Donautal. Wo die Donau noch schmal und die Wälder dicht und alt sind. Der Wirt der Pension Pelikan war gastfreundlich und goss grosszügig von seinem Selbstgebrannten ein. Sein Jägerfreund erzählte von den Wildsauern, wie gescheit die seien. Dass er mit gebuckelter Flinte den Tieren nachsteigen würde, um sie im Dickicht zu erledigen. Nicht fötzig im Hochsitz lauernd. Und das Tier dürfe den Schuss nicht hören, man würde dem Wild nämlich anschmecken, ob es Angst gehabt hätte oder nicht. Es waren zwei wunderbare Tage mit Freunden im Dorf mit den 230 Einwohnerinnen und Einwohnern, davon ein Viertel Brüder des Benediktiner-Ordens. Und dann, nach langwieriger Suche, finden wir diesen Herbst fürs «Saiten» ein Büro. Im ersten Stock des Hauses zum Pelikan. Der feisse Vogel scheint Fahrte aufgenommen zu haben. Und wenn mal wieder keine feindseligen Sätze fallen, taucht er hoffentlich wieder auf, im nächsten Jahr. Denn mit den guten Sachen ist es ein bisschen wie mit den Wildsauern, sie dürfen den Schuss auch nicht hören. ♦

15 URSULA BADRUTT, 1961, ist Kunsthistorikerin und Kulturjournalistin in Herisau.

2 JOHANNES STIEGER, 1979, ist Redaktor bei «Saiten».